

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerationspreis 22½ Sgr. (7 Eblr.) vierteljährlich, 3 Eblr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preussischen Monarchie.

# Magazin

für die

Man pränumeriert auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staatszeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Strasse Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohlhbl. Post-Ämtern.

## Literatur des Auslandes.

N<sup>o</sup> 120.

Berlin, Mittwoch den 5. Oktober

1836.

### Frankreich.

Frankreich und der Französische Hof im Jahre 1561.

Nach der Schilderung eines Venetianischen Gesandten.\*)

Ich habe Eure Durchlaucht das ganze Kriegswesen des Französischen Reiches geschildert, auf welchem ein Theil seiner Macht beruht. Mit ihrem Kriegeheer haben die früheren (Französischen) Könige schon vor langer Zeit, unseres Gedenkens aber Franz I. und Heinrich II., oft große Unternehmungen ausgeführt und den größten Fürsten Furcht und Achtung eingesöhnt. Dieses Reich war zur Vereinigung und Zertheilung der Kräfte anderer Potentaten immer so geschickt und geeignet, wie kein anderes. Daher muß man glauben, daß Frankreich an und für sich sehr mächtig sey, und daß diese wilde Nation (*feroce gente*) nicht bloß ihr Land bei jeder Gelegenheit wacker verteidigen, sondern auch jeden anderen Staat leicht sich unterwerfen könne, so oft sie weniger rasend (*furiosa*) und in ihren Unternehmungen kaltblütiger ist, auch in ihren Heeren bessere Ordnung walten läßt.

Die Franzosen sind von Natur stolz und hochfahrend und, wenn sie etwas unternehmen, sehr ungestüm; daher man ihren ersten Anlauf schwer bestehen kann. Sie müssen nach der Methode des Quintus Fabius Maximus besiegt werden, der den Feind durch Zögern überwältigte. Aus dieser Ursache schreibt schon Livius, die Franzosen (*Gallier*) seyen zu Anfang des Kampfes noch mehr als Männer, im Verlaufe desselben aber noch weniger als Weiber, vermuthlich darum, weil in ihren Heeren viel Raserei und wenig Zucht ist. Besäßen sie Kampflust und Sinn für Ordnung zugleich, so würden sie Wunder thun. Ein großer Theil der Unordnung schreibt sich aber daher, daß sie Beschwerden und Ungemach nicht lange aushalten, wie die Erfahrung so oft gelehrt hat.

Das gewöhnliche Einkommen des jetzigen Königs von Frankreich (Karl's IX.) beläuft sich auf ungefähr sechs Millionen Goldes. Er erhält selbiges theils von seinen Domänen, von denen jetzt viele verpfändet sind — theils besteht es aus den Zehnten des Klerus, aus Zöllen und Abgaben, aus ordentlichen Subsidien, verkauften Ämtern und Forsten, aus konfiszirten Gütern Vertriebener, die in Frankreich sterben u. s. w. In Zeiten der Noth oder des Krieges erhöht er die Abgaben, vervielfacht die Zehnten und borgt sich Geld, zum Theil auf Zinsen, wie diese Krone noch kürzlich gethan, weshalb sie über 15 Millionen Goldes schuldet. Hieraus ersieht Eure Durchlaucht, daß es dem Könige nie an Geld fehlen kann, da die Liebe und der Gehorsam des Volkes so groß sind und das Land so reich und fruchtbar ist. Die Geistlichkeit erlegt immer das Meiste, und zwar mit Recht; denn von 15 Millionen Goldes, die, wie ich oben gemeldet, aus den Erzeugnissen des ganzen Landes gewonnen werden, gehören der Kirche allein 6 Millionen, den Krongütern 1½ Millionen und den Fürsten, Baronen u. s. w. das Uebrige.

Die Ausgaben der früheren Könige, vor Allen Franz des Ersten, pflegten bedeutend zu seyn; denn noch ungerichtet die gewöhnlichen häuslichen Ausgaben, den Gehalt der Räte, Statthalter u. s. w., verwendete dieser Herr viel Geld auf Bauten, Juwelen, Privat-Vergnügungen und andere Dinge. Die Bauten haben schöne Summen gekostet; dessenungeachtet darf man wohl fest behaupten, daß wenig Urtheilskraft dabei gewaltet habe; von den vielen Palästen, die ich in Frankreich gesehen, und die mit Sorgfalt zu Wohnungen Seiner Majestät und des Hofes eingerichtet sind, ist kein einziger in preiswürdigem architektonischen Stil erbaut. Um aber auf die Ausgaben zurückzukommen, so hat man diese jetzt, theils wegen des zarten Alters des Königs und theils ob der erheblichen Kron-Schulden, sehr eingeschränkt; auch alle Einkommen, die man Verschiedenen zutheilt, sind vermindert und die überflüssigen Ausgaben abgeschafft worden. Um dieser Ursache willen hat die Ausgabe der Krone Anno 1561 nur viertelhalb Millionen Goldes betragen. Man darf demnach hoffen, daß der König in ein paar Jahren alle Schulden bezahlen und seines gewöhnlichen Einkommens vollkommen Meister seyn werde.

Es giebt hier eine Versammlung der drei Stände, die das ganze Reich repräsentirt; diese Versammlung hat sehr große Gewalt und kann die Königl. Gewalt beschränken. Die Verhandlungen derselben be-

treffen viele und wichtige Dinge, als da sind: Herbeischaffung von Geld und Kriegsvolk, Vermehrung oder Verminderung der Lasten und Auflagen, Abschaffung der Mißbräuche, gute Einrichtung des Kriegswesens und der Rechtspflege u. s. w. Sie verbessern die Fehler der Regierung, weisen dem Sohne oder den Brüdern des Königs die Regierung an, bestimmen Art und Weise der Verwaltung, wenn der König minderjährig ist — kurz, sie besprechen Alles, was zur Erhaltung und Ruhe des Staates notwendig. Doch treten diese drei Stände nur selten zusammen; auch ist dies in langer Zeit nicht geschehen, angenommen Anno 1560, unter Franz II., wo es in Sachen der Religion geschah.

Da es nun Stoff zu vieler Betrachtung wäre und große Zeit erforderte, wenn ich jetzt die Kräfte des Französischen Staates mit denen aller übrigen Staaten und Reiche zusammensellen wollte, so werde ich die anderen Vergleichen bei Seite lassen und für's erste nur König Philipp's und seiner Staaten zu diesem Zwecke gedenken.

Der jetzige katholische König ist aus dem Kaiserlichen Hause Oesterreich, welcher Staat so viele Herrschaften, Reiche und Länder geerbt hat, die aber fast alle von einander getrennt liegen. Der allerchristlichste König besitzt ein einziges, aber sehr ausgedehntes und dabei in sich abgeschlossenes Reich. Die Einkünfte des Ersteren betragen fünf Millionen Goldes und die Ausgaben sechs Millionen. Der Letztere hat sechs Millionen Einkommen und viel weniger Ausgaben. Jener muß in Zeiten der Noth mit großer Schwierigkeit, vermittelst Auslagen und Lasten, Geld aufreiben: dieser erhält durch dieselben Mittel, so viel er nur will. Die Unterthanen jener Majestät sind reicher und hochmüthiger; die Unterthanen dieser sind bereitwilliger zu Opfern im Dienste ihres Herrn und gehorsamer. Spanien hat Gold-Bergwerke in seinen Europäischen Staaten und dergleichen in Indien (Amerika); Frankreich hat nur Eisen-Bergwerke; allein es wird eine Menge Goldes importirt. Spanien ist im Ganzen ein unfruchtbares Land, in welchem es wenig große Städte, wenige Flüsse und wenige Bequemlichkeiten giebt; Frankreich aber ist ein sehr fruchtbares Land, voller Städte und Schlösser, voller Flüsse und Bequemlichkeiten jeder Art. Die katholische Majestät ist der allerchristlichsten im Seekriege überlegen; diese aber hat viel bessere Reislige, als die erstere; und auch ihre Infanterie steht der Spanischen nicht sehr nach; denn das Fußvolk aus der Gascogne besitzt nicht weniger Muth und Gewandtheit, als das Spanische. Auf solche Weise kann man die Kräfte dieser beiden großen Mächte im Allgemeinen ermessen und vergleichen. Auch wissen wir aus Erfahrung, daß Karl V., der sonst ein so großer und glücklicher Herr war, nach vielen Siegen durch einen König von Frankreich besiegt worden ist; und hat dieser König selbst bald hernach in großer Gefahr geschwebt. In den letzten Kriegen war das Glück immer wechselnd und bald der einen, bald der anderen Majestät günstig. Da nun die Macht dieser Beiden sehr groß ist, so darf man wohl annehmen, daß sie, vereinigt wirkend, der ganzen Welt fürchtbar würden.

Das Alter des Königs ist erst vierzehn Jahr; derselbe hat ein hitziges und trockenes Naturell, und seine vorherrschende Neigung sind Waffen, Pferde und Krieg. Er hat ein blaßes Gesicht und eine verhältnißmäßig große und wohl proportionirte, aber etwas schwächliche Gestalt. Seine Leibes-Übungen sind Lanzenbrechen, Reiten, Fechten, Jagen u. s. w. Auch liebt er allerlei Handarbeiten, besonders das Malen und Graviren.

Was seinen Charakter betrifft, so kann man wohl sagen, daß er ein echter katholischer Christ sey; so ist er auch wohl gestiftet, ein Feind der Laster, großmüthig, keuselig und freigebig. Er besitzt einen hohen und lebendigen Geist. Seine Studien umfassen weltliche Dinge und Sprachen, vorzüglich die Lateinische und die Italienische. Von dem Könige habe ich genug gesagt; ich werde in derselben Ordnung die Königin und den König von Navarra schildern.

Die Königin von Frankreich — sie heißt Katharina von Medici — ist eine geborne Florentinerin und von sehr edlem Geblüt. Sie war eine Nichte Paps Leo's X. und Clemens VII. heiligen Andenkens. Als der Paps im Jahre 1533 in Marseille mit König Franz zusammentraf, wurde sie Heinrich, dem zweiten Sohne des genannten Franz, zur Ehe gegeben. Dieser war damals Herzog von Orleans und wurde später, unter dem Namen Heinrich II., König von Frankreich. Der Leib der Königin blieb in den ersten Jahren unfruchtbar, dann aber gebar sie nach gerade fünf Söhne und drei Töchter. Sie steht jetzt im 43ten Jahre, ist hitziger und sanguinischer Natur, zum Kriege, zur Jagd und zu anderen Strapazen aufgelegt.

\*) Aus dessen ungedrucktem Berichte, fragmentarisch mitgetheilt in dem *Ricoglitore Italiano*.

Sie bewahrt noch ihre Schönheit und ihr jugendliches Aeußere; auch hat sie recht anmuthige Manieren. Was ihre inneren Eigenschaften betrifft, so kann ich mit Ueberzeugung sagen, daß ich in ihr einen durchdringenden und scharf florentinischen Geist gefunden habe, der mit Seelengröße verbunden ist. In Regierungs-Geschäften zeigt sie Verstand und Einsicht. Sie hat Standhaftigkeit gezeigt in den Widerwärtigkeiten, welche dieses Reich in Sachen der Religion bestehen mußte, deren Aufrechthaltung sie sich zum Geschäfte macht, wie sie denn auch den König und ihre anderen Söhne nach der Methode der früheren Könige zu unterweisen gedenkt. Ob dieser gute Wille der Königin die gewünschte Wirkung gehabt, davon später. Katharina wurde in Gemäßheit einer Verfügung der drei Stände Königin Regentin und regiert jetzt in Gemeinschaft mit Navarra. Sie steht gern an der Spitze der Geschäfte und will, daß Alles nach ihrem Kopfe gehe.

Antonio Navarra, früher Monseigneur de Wandome, ein Bourbon und aus Königl. Blute, ist gegenwärtig 46 Jahr alt. Er ist sanguinisch-cholerischen Naturells und sehr schwächlich von Constitution. Er hat einen vorwiegenden Hang zur Schwelgerei, ein nicht sehr angenehmes Aeußere und laborirt oft an Unpäßlichkeit. Durch seine Frau, eine Tochter des Königs von Navarra, ist er König von Navarra geworden; doch besitzt er dieses Land nicht ganz, indem der Theil jenseits der Pyrenäen dem katholischen Könige angehört. Aus seinem eigenen Antheil kann er ungefähr 100,000 Scudi jährlich beziehen. Er regiert in Gemeinschaft mit der Königin und ist General-Lieutenant des Königs. Er hat eine schwankende Sinnesart und geringe Klugheit, obgleich er sich das Ansehen giebt, als verstände er viel von Regierungs-Geschäften. Im Uebrigen ist er ein gütiger und leutseliger Herr, der mit allen Großen in gutem Vernehmen zu bleiben sucht.

Ich kann Eurer Durchlaucht mit gutem Gewissen bezeugen, daß ich in allen Verhandlungen über religiöse Dinge immer auf einer Bahn mich zu halten gestrebt, die gute Früchte versprache und fern von aller Ruhmbildigkeit wäre. So oft mir die Gelegenheit günstig erschien, sprach ich mit aller Kunst, die mir zu Gebote stand, und zeigte den Glauben und die Hoffnung, daß die guten Gesinnungen der Königin, Navarra's und anderer Herren von der Regierung auf ein Mittel gegen solch' großes Verderben sie führen würden. Auch habe ich nicht ermangelt, der Königin Alles, was mir einer Erwägung würdig und zu einem guten Entschlusse reflectlich schien, genau vorzustellen.

(Ricogliatore Italiano.)

#### Französische Uebersetzungen.

(Fortsetzung.)

Wie kommen jetzt zu einer anderen Uebersetzung, deren großes Verdienst um so höher geschätzt werden muß, als die Schwierigkeiten ungleich größer waren, — wir meinen die Uebersetzung Shakespeare's durch Guizot. Hier hat der Uebersetzer es sich, und zwar sehr richtig, zur Regel gemacht, Wort um Wort wiederzugeben; denn bei Shakespeare kann man allerdings keine Mittelstraße einhalten: will und mag man nicht streng wörtlich seyn, so thut man besser, sich's mit der Uebersetzung zu versuchen. Bild und Gleichniß, Form und Stil, jedes Glied und jeder kleinste Schmuck an Shakespeare's dichterischen Schöpfungen ist so stark und deutlich mit dem Gepräge seiner naturkräftigen Originalität, mit seiner Englischen Volksthümlichkeit bezeichnet, daß es nicht möglich ist, dies Alles einigermaßen erkennbar in erträglichem Französisch wiederzugeben. Und wo wird Einer, der den Shakespeare in seiner natürlich ursprünglichen Sprache recht von Grunde aus versteht, die Verwegenheit benehmen, ihn in einer fremden Sprache reproduzieren zu wollen, für den lebendigen, energischen Bildereichtum seiner Diction erträgliche Surrogate aufzutreiben und sich an das breite und mächtige Gezweige des in beherter Natur-Keppigkeit wuchernden Baumes mit der Kunstschere des Uebersetzers zu wagen? Also kann der Uebersetzer Shakespeare's vernünftiger Weise kein anderes Ziel vor Augen haben, als die möglichste Treue. Freilich wird seine Arbeit dabei ungenießbar ausfallen, der Leser wird dabei mit der Hülfe und Frische des Shakespeare'schen Geistes nicht vertraut werden; aber vielleicht tröstet es sich so glücklich, daß hier und da ein Leser von tieferem Geiste, von läbnerem Abnungs-Vermögen, dessen Phantasie und poetisches Verlangen über die engen Schranken seiner Nationalität hinausreicht, daß ein solcher Leser an der Uebersetzung Lust und Muth gewinnt, den großen Dichter in der Ursprache zu lesen.\*

Herr Guizot hat dies Alles recht wohl eingesehen und sich daher bemüht, bei der Uebersetzung seines Dichters die genaueste Treue zu beobachten. Gewiß, es kann Niemanden einfallen, an Herrn Guizot's gründlicher Gelehrsamkeit und kritischer Gewissenhaftigkeit zu zweifeln; seine Uebersetzung zeugt fast durchgehend von umfassender und bis ins Einzelne gehender Sprachkenntnis. Aber siehe da, auch Herr Guizot läßt sich hin und wieder Versetzen zu Schulden kommen, die man sich kaum zu erklären weiß, und zwar nicht bloß an solchen Stellen, welche durch ihre Schwierigkeit, Dunkelheit, Verwickelung oder Vielseltigkeit von jeder den Erklärern zu schaffen gemacht haben, sondern auch bei ganz einfachen Sätzen, deren Bedeutung jedem der Englischen Sprache Kundigen in die Augen springt. Der Leser urtheile selbst nach folgenden Beispielen, die ganz aufs Gerathewohl und nur aus zwei Shakespeare'schen Dramen aufgeführt sind.

\*) Daß hier nur an Französische Uebersetzungen des Shakespeare gedacht wird, braucht unseren Lesern wohl kaum gesagt zu werden. Die Deutsche Zunge hat sich den Britischen Dichter so anzueignen gewohnt, daß er ihr fast wie ein Landsmann erscheint. Aber doch immer nur fast — denn allerdings gehen auch bei der besten Uebersetzung sehr viele Anspielungen, Verbe sowohl als seine, des reichen Originals verloren.

Gleich im Prologe zu Romeo und Julia, wo der Dichter das Argument der Tragödie in aller Kürze anzeigt, hat Herr Guizot den Vers, welcher das tragische Schicksal der beiden Liebenden andeutet:

The fearful passage of their death-marked love

folgendermaßen übersezt: Le passage crainatif de leur amour marqué de mort. So hat der Satz gar keinen Sinn. Fearful bedeutet nicht crainatif, furchtsam, sondern terrible, furchtbar; auch wird der Sinn des Englischen passage nicht durch das gleichlautende Französische Wort, sondern durch cours, développement (Verlauf) richtig wiedergegeben. Der Dichter will nämlich offenbar sagen: „Der entseztvolle Auegang ihrer dem Tode geweihten Liebe.“

Die Capulet's und Montague's schlagen sich in der Strafe; der Fürst von Verona kommt dazu und macht den beiden Partei-Hauptern Vorwürfe, daß sie die Ruhe der Stadt stören und ihre friedlichen Bürger zwingen to viel old partisons, in hands as old, cankered with peace, das ist: „alte, von Friedensrost zernagte Partisanen in altersschwacher Hand zu schwingen.“ — Gott weiß, in welcher Verstreuung Herr Guizot übersezt hat: agitant leurs vieilles halberdardes dans de vieilles mains rongées par la paix.

Wenn der alte Capulet in der 2ten Scene von seiner Tochter Julie sagt:

The earth hath swallowed all my hopes, but she,  
She is the hopeful Lady of my earth,

so übersezt Herr Guizot: La terre a englouti toutes mes autres espérances; elle est en espérance la maîtresse de mes terres. Dabei ist nicht allein die wörtliche, sondern auch die poetische Bedeutung zu Grunde gegangen. Mes terres würde im Englischen nimmermehr my earth, sondern my lands, my dominions heißen; noch viel unrichtiger ist hopeful durch en espérance übersezt. Der Sinn der Stelle ist offenbar: all' meine Hoffnung ruht auf ihr, sie ist die hoffnungsvolle Königin meiner Welt, was nicht allein richtiger, sondern auch poetischer lautet.

Weiterhin, in der 4ten Scene, läßt Herr Guizot den Benvolio, wie er eben zum Maskenball eintreten will, sagen: Nous n'avons point de Cupidon avec son bandeau et son écharpe, son arc à la Tartare, pour viser les dames au hasard comme un preneur de corbeaux. Das verstehe, wer da kann: wie kommen die Rabenfänger dazu, auf die schönen Damen zu zielen? Und was hat Cupido mit einem Rabenfänger gemein? Sieht man im Englischen Text nach, so findet man, daß es heißt: Scaring the ladies like a crow-keeper, d. i., „er erschreckt die Damen, wie eine Kräbenschene.“ Crow-keeper steht nämlich etwas ungewöhnlich für scare-crow, wie das Ding im gewöhnlichen Englisch heißen würde.

Zu König Heinrich IV. (Th. I. Act 1. Sc. 2.), ruft Falstaff, wie er die Kaufleute anfällt: Down with them! they hate us youth! d. i., „schlägt sie nieder, die Kerls, sie mögen uns junge Burchen nicht leiden;“ und der Spaß liegt darin, daß der alte, dicke Falstaff sich noch immer zu den jungen Burchen zählt. Dieser komische Zug verschwindet aber in Herrn Guizot's Uebersetzung: ils nous détestent, mes enfans.

Zu Ende des Stückes hält Prinz Heinrich dem Falstaff, der auf dem Schlachtfelde liegt und sich todt stellt, einen Leichen-Sermon und spricht: I could have better spared a better man, d. i., „einen Besseren hätte ich eber missen mögen.“ Damit ist gemeint: Du Freund Falstaff, taugtest zwar gar nicht viel, und doch warst Du mir unentbehrlicher, als mancher bessere Mann. Welcher Sinn ist dagegen in der Uebersetzung, wo der Prinz sagt: j'aurais dû traïtor mieux que toi un homme, qui valait mieux.

Gleichfalls in König Heinrich IV. (Th. II. Act 1. Sc. 2.), ruft Falstaff: If I do, fillip me with a three-man beetle. Herr Guizot läßt ihn sagen: Si j'en fais rien, je veux bien qu'on me herne sur la couverture d'un coffre; er gesteht aber in einer Note, daß er die Stelle nicht verstanden, und daß er versucht habe, ihr eine ähnliche Bedeutung unterzuschreiben; das Verbum fillip soll nämlich ein Kinderspiel bedeuten, wobei eine Kröte auf das eine Ende eines im Gleichgewicht schwebenden Stockes gesetzt und durch einen Schlag auf das andere Ende in die Luft geschwungen wird. Das nenne ich doch gar zu mühsam und nach dem Sprichwort: chercher midi à quatorze heures. Das Wörtchen to fillip bedeutet ganz einfach: naseusüßern, und a three-man-beetle ist ein großer, schwerer Hammer, den drei Menschen regieren müssen. Falstaff vermischt sich: „Wenn ich das thue, so geht mir mit einer Ramme Naseusüßern.“

Diese Anführungen mögen genügen; der Leser wird daran lernen können, welche Verwandnis es mit den Versen und Terzungen hat, bei denen leider auch die besten Uebersetzer sich betreten lassen.

Guizot's Mitarbeiter, der Uebersetzer Byron's, Herr Amédée Vichot, zeichnet sich gleichfalls durch Gewissenhaftigkeit und Sprachkenntnis vor seinen Kollegen vortheilhaft aus. Man sieht wohl, daß er seinen Autor versteht, und daß es nicht am Mangel an Sprachkenntnis liegt, wenn er ihn nicht immer aufs glücklichste wiedergiebt. Einen Vorwurf verdient seine Uebersetzung Byron's allerdings; er ist den Schwierigkeiten, die nicht im unmittelbaren Sprachverständnis, sondern in der Färbung und Ausprägung des Stils lagen, allmöst aus dem Wege gegangen. Gerade die am meisten prägnanten und charakteristischen Bilder, die originellsten und kräftigsten Gleichnisse Byron's hat Herr Vichot bei seiner Uebersetzung der geringsten Sorgfalt gewürdigt. Er ermüdet gar zu leicht im Ringen mit seinem Stoff und giebt sich zufrieden, wenn er sich dem Ausdruck von fern annähert, wenn er von einem nachdrucksvollen, lebendigen Bilde eine trivial farblose Kopie geben kann. Dafür bietet uns die Tragödie Manfred mehr als ein Beispiel. Zu Ende der ersten Scene, wo der Geist dem Manfred flucht:

By thy unfathomed galls of guile,  
By that most seeming virtuous eye,

d. i. „bei dem bodenlosen Abgrund Deiner Liebe, bei diesem Aug', das Tugend heuchelt", — wie armselig kommt das bei Herrn Pichot heraus:  
Par tes ruses fatales, par ton oeil trompeur.

Wie schaal und farblos hört sich die Anekdote des Gensengjägers an Mansfred im Französischen: Homme étrange dans les paroles, qu'un remord poursuit sans doute, et à qui le délire montre des phantômes! neben dem Englischen:

Man of strange words, and some half-maddening sin,  
Which makes thee people vacancy.

d. i. „Du seltsam Redender, der in der Stille Wahnsinn den leeren Raum bevölkert mit Gespenstern."

Weiterhin heißt es Französisch: J'aimais à fendre les vagues du torrent furieux, ou à voler sur les flots de l'océan courroucé". kommt dies wohl dem Original gleich:

to plunge  
Into the torrent and to roll along  
On the swift whirl of the new-breaking wave  
Of river-stream or ocean in their flow

d. i. „zu tauchen in den Strom, sich hinzuwälzen, im raschen Wirbel, wo am Fels die Woge bricht und brandet, der Strom hinbraust und Gluthen rollt das Meer."

Dergleichen Beispiele stöken auf jeder Seite auf. Gewiß, es ist nicht leicht, es einem Dichter wie Byron gleichzutun, und noch ganz andere Leute als Herr Pichot würden in Verlegenheit gerathen, wenn es gälte, eine der hier angeführten Stellen zu übersetzen. Wer aber recht von dem Bewußtsein seiner Pflicht durchdrungen ist, der wird mit Kraft und Ausdauer gegen die Schwierigkeiten ankämpfen und nicht Kehr machen, um auf einem Seitenwege vorbei zu schleichen.

Jetzt soll eine Uebersetzung an die Reihe kommen, die sehr schnell und allgemein Glück gemacht hat, obwohl sie's kaum verdiente. Man hat die Uebersetzung der Hoffmann'schen Erzählungen durch Herrn Loewe-Weimars als ein Meisterwerk gerühmt; das waren vorläufige Lobprüche, und die Lobredner selbst haben sich dadurch kompromittirt. Daß ein Publikum, welches häufig nach allem Neuen greift, diese Uebersetzungen mit Wohlgefallen las, ging sehr natürlich zu. Man müßte es liberaus dumm oder überaus geschickt anfangen, wenn Hoffmann's Anmuth, Phantasie und origineller Witz nicht aus jeder Form, so vernachlässigt sie sey, hervorleuchten sollten. Wer ihn aber in der Ursprache lesen kann, wer noch den ganzen zauberischen Reiz seines tonreichen überreichen schillernden Stiles, diese Fülle von Kontrasten der Kraft und Anmuth, der verständigen Klarheit und des dämmernden Dunkels, des Ernstes der Wirklichkeit und des phantastischen Spieles, der tief gefärbten Färbung und des halb verschwimmenden Lichtschimmers, — wer dies Alles noch nachempfindet, dem wird Herr Loewe-Weimars' Uebersetzung unheimlich und unlesbar. Zwar grobe Verstöße gegen Sinn und Geschmack kommen nicht vor; der Inhalt einer jeden Stelle ist so allgemeinbin erträglich richtig wiedergegeben; aber dasjenige, woran der Geist und die Empfindung sich laden und befrichtigen soll, das gerade fehlt. Hoffmann's Sätze und Loewe-Weimars' Sätze geben etwa neben einander her, wie wenn zwei Geigen eine und dieselbe musikalische Passage, immer um einen Viertel-Ton aus einander, herunter spielen, und fürwahr, Hoffmann ist nicht derjenige, dessen Instrument falsch spielt. Dabei ist noch zu bemerken, daß gar nicht viel Gelehrsamkeit und Geschick dazu gehört, auffallende Fehler zu vermeiden, wenn man sich so häufig, wie dieser Uebersetzer, der trefflichen Methode Nr. 3, des Verglassens nämlich, bedient. Findet Herr Loewe-Weimars einen Anstoß, ein Hinderniß auf seinem Wege, so springt er leichtsüchtig darüber hinweg. Er führt eine mächtig große Scheere und bedient sich ihrer zu seiner möglichst großen Bequemlichkeit. Er schneidet unbarmherzig rechts und links in die üppig dichten Laubgewölbe und Blüthenkronen der Hoffmann'schen Phantasie und macht den Baum an Blättern, Blüten und Früchten kahl und leer, daß es zum Erdarmen ist. Denkt man dem Französischen Leser einen Gefallen zu thun, wenn man ihm unnütze Längen und Weisheitsweisheiten bei Hoffmann erspart? dann könnte man ihm just den ganzen Hoffmann ersparen. Die vermeinten unnützen Zuthaten bei einer solchen phantastischen Schöpfung gehören denn doch wohl meistens zur Hauptsache. Will man die auch für unnütz halten, nun ich habe nichts dagegen; dann streiche man aber auch gefälligst alles Ueberflüssige an Napboel's Arabesten im Vatikan weg.

Wir müssen als Beleg für unsere wadelnden Bemerkungen doch mindestens eine Stelle zitiren und wählen eine solche aus der anmuthigen Erzählung „Reiter Floh": die Beschreibung nämlich, wie Peregrinus mit Hilfe des magischen Mikroskops die innersten Gedanken der phantastischen Dörze Elverdint erforscht, welche auch sonst Prinzessin Gasmabel heißt, eine Figur, in welcher Hoffmann auf seine beliebte Weise die Pflanzennatur personifizirt zu haben scheint. Wie stellen Herrn Loewe-Weimars' Uebersetzung unmittelbar neben den Text: man urtheile.

E. T. Hoffmann.

Loewe-Weimars.

So wie immer erblickte Peregrinus hinter der Hornhaut der Augen das seltsame Gesicht der Nerven und Adern, die bis in das tiefe Gehirn hineingingen. Aber durch dies Gesicht schlangen sich hellblutende Silberfäden, wohl hundertmal dünner als die Fäden des dünnsten Spinnwebes, und eben diese Fäden, die endlos zu seyn schienen, da sie sich hinauswanden aus dem Gehirn in ein selbst dem mikroskopischen Auge unbedeckbares Erwas, verwirrten, vielleicht Gedanken sublimen Art, die anderen von leichter zu erfassender Gattung. Peregrinus gewahrte bunt durch einander Blumen, die sich zu Menschen gestalteten, dann wieder Menschen, die in die Erde zerfloßen und dann als Steine, Metalle hervordrückten. Und dazwischen bewegten sich allerlei seltsame

Peregrinus aperçut alors les nerfs et les veines de cette jolie tête, mais ils étaient entremêlés de milliers de fils d'argent si déliés qu'il les voyait à peine. Puis il vit, dans son cerveau, se former des fleurs, qui devenaient des figures d'hommes, puis des bijoux et des pierres précieuses, et, au milieu de ces apparitions, se montraient des animaux merveilleux, qui parlaient des langues bizarres. Aucune de ces apparitions ne concordait avec une autre, et des sons douloureux et joyeux, qui retentissaient ensemble, augmentaient encore cette dissonance.

same Thiere, die sich unzählige Mal verwandelten und wunderbare Sprachen redeten. Keine Erscheinung paßte zu der anderen, und in der bangen Klage brüggerreichender Wehmuth, die durch die Luft ertönte, schien sich die Dissonanz der Erscheinungen auszusprechen. Doch eben diese Dissonanz verheerrichte nur noch mehr die tiefe Grundharmonie, die siegend hervorbrach und Alles, was entwirrt geschienen, vereinigte zu ewiger namenloser Lust.

Diese Probe wird hinreichen, dem Leser eine Vorstellung davon zu geben, welche Freiheiten dieser Uebersetzer sich herauszunehmen pflegt. Er hat es ordentlich darauf angelegt, alle tiefere und feinere Züge des Originals, alles Geheimnißvolle und Poetische auszumergen und nur den groben Grund des Gewebes wiederzugeben. Die Uebersetzung verhält sich zum Original wie ein Netzgewebe von Garn zu einer prachtvollen, künstlichen Spitzenstickerei.

(Schluß folgt.)

## N o r w e g e n.

Laing's Reisen in Norwegen.

Der Verfasser des in der Anmerkung genannten interessanten Tagesbuchs\*) hat beinahe zwei Jahre lang in Norwegen verweilt. Unähnlich den Tagebüchern so vieler anderer Reisenden, enthält das vorliegende Reflexionen über den Zustand des norwegischen Volkes, die nicht auf lokale oder gelegentliche Beobachtungen, sondern auf eine prüfende Vergleichung der Data basirt sind, welche Herr Laing während der ganzen Periode seines Aufenthaltes gesammelt. Wir wollen den Schritten des Wanderers nicht folgen, obschon seine Beschreibungen viel Interessantes darbieten — wir begnügen uns damit, solche Stellen hervorzuziehen, welche die allgemeinen Resultate seiner Untersuchungen über wichtigere Dinge, als Landschaften und Gebräuche, enthalten.

Die Constitution Norwegens besteht aus dem Parlamente oder Storting, welcher alle drei Jahre einmal gewählt wird und sich versammelt und ungefähr drei Monate seine Sitzungen hält. In dieses Parlament gewählt, so theilt es sich in zwei Häuser: ein Viertel der Mitglieder bilden den Lagthing, oder das Oberhaus, und die übrigen drei Viertel den Odelsting, oder das Haus der Gemeinen. Der Storting hat ein Recht, das in keiner anderen europäischen Verfassung existirt: wenn ein Gesetz-Entwurf durch beide Häuser gegangen ist, so bedarf er allerdings der Einwilligung des Königs, bevor er zum Gesetz wird; verweigert aber der König seine Zustimmung, so wird der Gesetz-Entwurf zum Gesetz, wenn er dreimal durch beide Häuser gegangen ist. Man nimmt nämlich an, daß, wenn die Vertreter der Nation eine Maßregel zu dreien Malen für erprießlich erklären, während die Minister das Gegentheil annehmen, die Letzteren im Unrecht sind. Sehen wir nun, wie die Vertheilung des Eigenthums auf den Wohlstand des Volkes wirkt.

„Ich sah Pachtböse von verschiedener Größe; viele waren so bedeutend, daß man die Arbeiter, wie dies in Schottland Sitte, vermittelst einer Glocke von ihrem Tagewerk abrufen mußte; andere aber waren so klein, daß sie nur ein paar kleine Korn- oder Kartoffel-Acker, die zerstreut zwischen Bäumen lagen, umfaßten. Die Bewohner der kleinen Bauerböse scheinen ihre Pacht durch Anechts-Arbeit in den großen Meierieien abzuverdienen. Diese Häuser sind sehr gut gebaut; sie bestehen aus vier Gemächern, alle mit Glasfenstern. Die Tagesbelle kommt keinesweges durch das Kamin, oder durch ein Loch in der Mauer, das man zur Nachtzeit mit einem alten Hute oder einem Paar alten Beinkleidern verstopft, wie in einigen Bauerbütten um Edinburgh. Die Vertheilung des Landes unter die Erben, eine Einrichtung, die bereits seit tausend Jahren stattfindet, scheint nicht die Wirkung gehabt zu haben, daß sie das Grund-Eigenthum auf ein Minimum reduzirte, das kaum im Stande ist, ein menschliches Daseyn zu fristen. Ich habe fünf- und zwanzig bis vierzig Rube in Meierieien gezählt, was hier, wo der Landmann wenigstens sieben Monate des Jahres Wintervorrath und Obdach für all sein Vieh haben muß, viel sagen will. Ohne Zweifel muß irgend ein den Grundbesitz vergrößernder Umstand die Wirkungen der Eigenthums-Zerstückelung unter Erben unschädlich machen. Dieser Umstand ist aber wohl jedenfalls darin zu suchen, daß die Grundstücke nicht, wie in Island, bloß gepachtet, sondern wahres Eigenthum sind. So vergrößern sie sich durch den Tod von Miterben und durch die Heirathen weiblicher Erben unter den Land-Eigenthümern."

„Es besteht in Norwegen ein Gesetz, das sich in keinem anderen Lande findet. Dieses merkwürdige Gesetz hat seit der ältesten Zeit seine praktische Gültigkeit behauptet. Der Richter ist nämlich für seine legale Entscheidung verantwortlich. Wird von seinem Urtheil an eine höhere Instanz appellirt, so muß er dasselbe verteidigen und ist im Fall einer ungerechten Entscheidung zum Schaden-Ersatz verpflichtet. Dieses Prinzip steht aller Theorie und Praxis in unseren Gerichtshöfen entgegen, wo kein Richter sein falsches Urtheil, seine Unkenntniß der Gesetze, oder selbst Nachlässigkeit, Parteilichkeit und Vorurtheil zu verantworten braucht. Stirbt ein Richter im Verlaufe einer Appellation vor seiner Entscheidung, so sind seine Erben für den Schaden verantwortlich; doch wird diese Verantwortlichkeit dadurch gemildert, daß die Entscheidung des Verstorbenen nicht sogleich mit denselben Gründen verteidigt werden kann, mit welchen er selber sie verteidigt hätte. Die Entscheidungen der niedrigsten Instanz, des Sorenstiver's, müssen durch den Letzteren und zwei der Geschwornen vor der höheren Instanz verteidigt werden. Dieses Prinzip ist keinesweges ein todtter Buchstabe. Ich las erst neulich in öffentlichen Blättern, daß das St. t. Amt (Gericht der

\*) Journal of a Residence in Norway etc. Von E. Laing. London, 1830.

Provinz Christiania) durch das Hoieste-Ret (Höchste Gericht) verurtheilt worden sey, eine Privat-Partei mit 60 Dollars zu entschädigen, weil es eine Erbschafts-Frage, in welcher von dem Sorenstiver-Amte an das Stifts-Amt appellirt worden war, unrecht entschieden hatte. Die Entscheidung der niederen Instanz wurde für gültig erklärt. Fast um dieselbe Zeit geschah es, daß ein Grundstück in Gemäßheit einer Entscheidung des Sorenstiver-Amtes um einen Preis verkauft wurde, der alle dabei interessirte Personen in hohem Grade befriedigte. Das Individuum, dem das Grundstück gehörte, war aber eine geistesranke alte Frau und folglich unfähig, eine legale Zustimmung zu geben. Ihr persönlicher Curator appellirte, die Entscheidung des Sorenstiver's wurde unrecht befunden, und dieser mußte das Grundstück aus eigenen Mitteln wieder ankaufen. . . . . Wenn man die Entscheidungen eines Richters dreimal verwerflich befunden hat, so wird er seines Amtes entsetzt. Das Gesetz hat auch dafür gesorgt, daß der Richter mit seinem Urtheilspruch nicht zu lange zögere, obgleich eine so schwere Verantwortlichkeit, wie sie auf ihm ruht, jede Zögerung fast entschuldigen sollte. Er muß längstens sechs Wochen auf Abschließung des Protokolls entscheiden, es müßte denn ein gesetzliches Hinderniß eintreten, von welchem die obere Instanz Kunde erhalte."

Die Presse in Norwegen ist ebenfalls ein nicht uninteressanter Gegenstand. Es giebt dort über 20 Zeitschriften, die im Allgemeinen höher zu schätzen seyn dürften, als die Tageblätter Schwedens und Dänemarks. Zeitungs-Stempel giebt es nicht. „Die Norwegischen Zeitschriften“ — sagt der Verfasser — „und vorzüglich ihre zahlreichen Korrespondenten befaßen sich viel mit Gegenständen von örtlichem Interesse: sie haben auf das Betragen der Staats-Beamten ein wachsames Auge. Keine Nachlässigkeit, kein Mißbrauch geht unbemerkt vorüber; und wenn eine Anklage begründet scheint — ginge sie auch von einem anonymen Korrespondenten aus — so sühlet der höchste Staats-Beamte die moralische Verpflichtung, sich öffentlich zu vertheidigen. Hat man ihm Unrecht gethan, so findet er Freiwillige genug, die für seine Ehre zu Felde ziehen.“

Von den häuslichen Verhältnissen und den Sitten der Vornehmen und des Landvolks giebt uns Herr Laing einige sehr anziehende Skizzen.

„Der patriarchalische und alimodische Hausstand der Norwegischen Honoratioren hat etwas Gefälliges und Materielles. Der Fußboden ist mit frischen hellgrünen Blättern überstreut; Alles hat ein reinliches und blaues Ansehen; eine Wochen-Uhr steht in dem einen Winkel, ein Tassenbrett in dem anderen; Bänke und hölzerne Stühle mit geraden Lehnen reihen sich an den Wänden. Die Beschäftigungen der Familie zeigen interessante Kontraste zwischen Alt und Neu. In dem einen Winkel krepelt man Wolle oder Flach, zwei oder drei Spinnräder drehen sich am Kamin. Am Fenster aber sitzt wohl das Fräulein mit seiner Guitarre und singt oder tanzt mit ihrer Schwester eine moderne Galoppade das Zimmer entlang. Das Frühstück wird auf einer Speisetrage an einem Ende des Zimmers servirt, welches gewöhnlich die ganze Breite des Hauses einnimmt und von beiden Seiten Licht empfängt. Man setzt sich zum Frühstück nicht nieder: es besteht gewöhnlich aus Butterbrod, geräucherem Fleische, Würsten, gedörrten Fischen und Bier in einer silbernen Familien-Kanne und Fläschchen mit französischem oder norwegischem Brantwein, von welchem die Herren im Hause zu nippen pflegen. Der Kaffee wird ein Paar Stunden selber und gewöhnlich im Schlafgemach eingenommen. Während das männliche Personal im Zimmer auf und nieder geht, plaudert und frühstückt, geht die Hausfrau ihren Geschäften nach, die Kinder lernen ihren Katechismus oder tanzen in ihrem sonnigen Winkel herum; Nachbarn kommen herein, um Neuigkeiten zu hören oder zu erzählen, und die ganze Scene ist so lebendig, ohne Tumult und Verwirrung, das gegenseitige Benehmen so einfach herzlich und dabei so anständig, daß ein Reisender, der mit dem häuslichen Leben des Norwegers sich vertraut machen will, in dem Familien-Zimmer eine recht genussreiche Stunde zubringen kann.“

„Die allgemeine Vertheilung des Grund-Eigenthums in Norwegen mag wohl viel dazu beitragen, daß der Mensch hier seinem Nächsten dieselbe Aufmerksamkeit beweist, die er von ihm erwartet. Auch in dem natürlich milden und liebenswürdigen Charakter dieses Volkes mag man einen Grund dieser echten Höflichkeit suchen, und einen anderen in dem Umstande, daß die Norweger viele Höflichkeitsformen bewahrt haben, die vor Zeiten in der guten Gesellschaft des ganzen gebildeten Europa vorherrschten. Wenn man in Norwegen von der Tafel sich erhebt, so geht jeder Gast im Kreise herum, drückt jedem von seinen Mitgästen die Hand und spricht: „tak for mad“ (Dank für die Mahlzeit); oder „wel bekomme“ (wohl bekomme)! Dieser Gebrauch ist allgemein: das Kind verneigt sich vor seiner Mutter und sagt: tak for mad; Mann und Weib schütteln einander die Hände und sagen tak for mad. Ich habe gesehen, daß man dieses Kompliment an das kleinste Kind bei Tische mit eben der Gravität und Feierlichkeit wie an Erwachsene richtete. Die Kinder scheinen überhaupt schon früh mit gleicher Achtung behandelt zu werden, wie erwachsene Personen. Eine andere verjäherte Höflichkeits-Formel ist tak for sidste (Dank für letzthin). Es bedeutet dies so viel als: „Ich danke für das Vergnügen, das Ihre Gesellschaft mir gewährte, als wir das letzte Mal zusammen waren!“ Es ist dies ein Kompliment des Wiedererlebens, das man nicht verzeihen darf, ohne in den Verdacht großer Grobheit zu kommen.“

\*) Dieselbe Begrüßungs-Formel hört man auch noch in Kopenhagen, und zwar eben so oft als etwa in Wien das „I lush die Hand.“ Unsere sogenannten Digestions-Risten (Morgensbesuche bei Jemand, bei dem wir kurz vorher zu Mittag oder Abend eingeladen waren) haben eine ähnliche Bedeutung, wie das Danische und Norwegische „tak for sidste.“

Einfache Sitten haben die natürliche Wirkung, daß sie alle Stände einander näher rücken und den Abstand zwischen Reich und Arm bedeutend vermindern. „Die Reichen“, sagt der Verf., „sind Ausnahme, nicht Regel. In Allem, was bei uns den Wohlstand charakterisirt, scheinen sie dem allgemeinen Brauch zu folgen, und nicht, wie anderwärts, leitend an der Spitze zu stehen. Die ganze Lebensweise des Norwegers ist aber der gewöhnlichen Scala des Einkommens angemessen. Es giebt in den höheren Kreisen der Gesellschaft Individuen, die man in jedem Lande für reich erklären würde; das Einkommen eines Gentleman wird auf 3000 bis 4000 Pfund jährlich geschätzt. Die Beamten und der Klerus haben auch verhältnismäßig bedeutende Einkünfte; allein weder ihre Häuser — sey es von Innen oder von Außen — noch ihre Ergötzlichkeiten zeigen uns etwas, das dem allgemeinen Typus entfremdet wäre. Dies ist die natürliche Folge der Vertheilung des Eigenthums. Die jetzigen Besitzer sind mit den schlichten Sitten der gewöhnlichen Eigenthümer-Klasse aufgewachsen, und ihre Kinder oder wenigstens ihre Enkel müssen wieder in diese Klasse eintreten. Gleichwohl besteht eine genaue Demarcations-Linie in der Gesellschaft, die aber mit dem Grade des Einkommens nichts zu schaffen hat. Jeder wählt sich den Zirkel aus, der seiner Neigung und Bildungsstufe am angemessensten ist.“

Die Norwegischen Landwirthe sind ohne Zweifel eine der glücklichsten Menschenklassen in Europa: „Der Dekonom ist hier König und Selbstherrscher in seinem kleinen Gebiet. Seine Grundsteuer ist zwar bedeutend, aber alle seine Bedürfnisse sind desto wohlfeiler. Außerdem hat er die Freude, zu sehen, daß die Steuern mit jedem Störching mehr einschmelzen, und daß die National-Schuld gleichsam zusehends getilgt wird. Er wohnt sehr gut, hat Brenn-Material in Ueberfluß und in der Regel so viel Land, daß er zwar persönlicher Arbeit nicht entzathen kann, aber auch — wenn Alter oder Kränklichkeit über ihn kommen — vor jeder Noth und Entbehrung sicher ist. Kein Mensch sieht auf ihn herab, und er sieht zu keinem bittweise hinauf. Er hat mannigfache Nahrungsmittel, als die Landwirthe in anderen Gegenden; denn außer dem Ertrage seines Grundstücks, versorgen ihn Seen, Flüsse und Fiord's mit Wild, Fischen u. dgl. Eben so mannigfach sind seine Beschäftigungen. Im Winter macht er das Hausgeräthe und die Kleidungsstücke, deren seine Familie bedarf; er drischt die Aehren aus, besorgt das Vieh, destillirt seine Kartoffeln, braut Bier und fährt auf Jahrmärkte. Wegen der Zukunft seiner Familie ist er unbekümmert, weil er weiß, wie es nach seinem Tode mit ihnen stehen wird. Er weiß, daß sein Weib in der Verwaltung des Grundstücks ihm nachfolgt, und daß, im Fall des Todes oder einer zweiten Heirath der Mutter, jedem seiner Kinder ein Antheil an dem Eigenthum von Rechtswegen zukommt.“

## Mannigfaltiges.

— Straßen und Läden von Madrid. Die Calle de Montera ist ohne Zweifel die Hauptstraße, die Rue Vivienne von Madrid, denn hier findet man die größten und glänzendsten Läden der Residenz, von allen Arten und Klassen zusammengedrängt. Hier sieht man auch Damen in Menge die Ladendiener aufs unbarmherzigste quälen, indem sie Alles um und um kehren und am Ende nur sehr wenig oder gar nichts kaufen. Aber ungeachtet des größeren Glanzes dieser Straße hat sie doch mit ihren minder prächtigen Nachbarn dieselben Eigenschaften gemein. Oft sieht man einen fein feisirten Ladendiener voller Wuth über das Comtoir herüberspringen und eine zudringliche Henne sammt ihren Küchlein aus dem Laden hinausjagen. Es ist nichts Ungewöhnliches, daß eine Dame, wenn sie in einer Manufaktur-Waaren-Handlung um reiche Stickereien, schöne Seidenzeuge und zarte Bänder frischt, durch einen lächtigen Pief auf ihren kleinen Fuß aufgeschreckt wird, den ihr ein Trutbahn verfehlt, der aus dem Stall des gegenüberliegenden Wirthshauses hierher spaziert ist und die kleine Rosette auf ihrem Schuh für etwas Ehbares gehalten hat. Vor der St. Ludwigs-Kirche liefern sich täglich unzählige Hunde mit und ohne Herren eine Schlacht, indem sie dort den Abfall des benachbarten Marktplatzes del Carmen verzehren. Wenn das Gesecht hitzig wird, flüchten sich die verfolgten in die Läden, und hier wird oft der Kampf erst aufgefochten, ohne daß die Bullenbeißer sich an die Furcht der Damen und an das Geschrei der Ladendiener im geringsten kehren.

(Madrid in 1835; by a resident officer.)

— Der Mädchenthurm im Bosphorus. Vor mehreren Jahrhunderten — so lautet die Türkische Sage — lebte ein Sultan, dem sein Astrolog prophezeite, er werde durch eine Schlange ums Leben kommen. Um diesem Schicksal zu entgehen, ließ er auf einen Felsen im Bosphorus einen Thurm bauen und von Innen mit säklicher Pracht ausschmücken. Hier lebte der Sultan lange, von den Freuden des Harems berauscht, und hoffte, die Weissagung zu Schanden zu machen. Da brachte man ihm einst eine schöne Georgische Sklavine, die ihrem Gebieter, als Einführungs-Geschenk, ein Körbchen mit Blumen überreichte. Seine Hobeit nahm das Körbchen gnädig in Empfang, wurde aber gleich nachher von einer kleinen giftigen Natter, die sich unter den Blättern versteckt hatte, in den Finger gebissen, und so starb der Fürst der Gläubigen eines elenden Todes. Zum Andenken an diese Begebenheit hat der erwählte Thurm seinen Namen von dem Georgischen Mädchen erhalten, die dem unwiderruflichen Beschlusse des Fatums als Werkzeug dienen mußte.

(Constantinople in 1833 and 34.)

— Langes Garn. Ein Ballen Demecara-Baumwolle kann, wenn er gesponnen worden, einen Faden liefern, der von der Erde bis zum Monde reichen würde.

(Gordon's Treatise upon Elemental Locomotion.)